Unter Polizei-Aufsicht.

Novelle
von
Oswald August König.

(Fortsetzung.)

„In welcher Weise?"

„Sie geben mir einen Wechsel, zahlbar in sechs Monaten, ich werde dieses Papier als Unterpfand betrachten."

Der Baronet von Poßnitz konnte seiner Erregung kaum noch gebieten, er wanderte mit großen Schritten auf und nieder und rang nach Athem.

Sir Arthur Wellesley folgte jeder Bewegung seines Opfers, aber auch jetzt noch behielt sein Gesicht den phlegmatischen Ausdruck.

„Einen Wechsel!" wiederholte der Polizeirath mit zitternder Stimme. „Genügt Ihnen mein Wort nicht?"

„O gewiß, aber in Geldangelegenheiten gehe ich gern sicher."

„Und ich gebe nicht gern einen Wechsel."

„Was fürchten Sie dabei?"

„Er hat bindende Kraft."

„Hat Ihr Wort das nicht?"

„Freilich, aber an dem Tage, an welchem der Wechsel verfallen ist, muß das Geld bereit liegen, und ich kann nicht mit Sicherheit sagen, daß —"

„Aber ich bitte Sie, halten Sie mich für einen Wucherer?" fiel der Baronet dem erregten Manne ins Wort. „Wenn Sie den Wechsel am Verfalltage nicht honoriren können, so schreiben Sie mir nur einige Zeilen, ich werde ihn alsdann nicht präsentiren lassen."

Er hatte, während er dies sagte, das bereits ausgefüllte Formular auf den Tisch gelegt, und jetzt reichte er dem Polizeirath die Feder.

„Wenn ich mit Sicherheit wüßte, daß ich mich darauf verlassen kann," sagte der Baron von Poßnitz zögernd, „es sind da noch so viele Bedenken, daß Sie mir wirklich nicht übel nehmen können, wenn —"

„Welche Bedenken?" fragte der Baronet rasch.

„Sie können sterben —"

„In diesem Falle soll die Schuld getilgt sein!"

„Hm, wenn Ihre Erben den Wechsel finden —"

„So finden sie auch in meiner letztwilligen Verfügung, daß diese Forderung quittirt ist."

Der Polizeirath hatte fast mechanisch die Feder genommen, er blickte noch einmal den Engländer prüfend an, wie wenn er erforschen wolle, ob er ihm vertrauen könne, dann schrieb er seinen Namen unter den Wechsel.

„Damit wäre diese Angelegenheit geordnet," sagte Sir Wellesley, „ich hoffe mit Zuversicht, daß wir gute Freunde bleiben werden. Wenn ich Ihnen gut rathen soll, Herr Baron, dann suchen Sie sich mit Ihrer Frau Gemahlin auszusöhnen, es wäre für die Chronique scandaleuse der Gesellschaft ein zu pikanter Beitrag, wenn von der einen oder anderen Seite der Scheidungsproceß eingeleitet würde."

„Dieser Rath kommt zu spät," entgegnete der Baron von Poßnitz, „überdies klingt er seltsam aus Ihrem Munde, denn was Sie auch sagen mögen, Sir Wellesley, Sie tragen einen Theil der Schuld an diesem Zwist."

Der Baronet lächelte spöttisch.

„Es wäre vergebliche Mühe, wollte ich Sie in diesem Puncte eines Besseren belehren," sagte er, „Sie würden mir so wenig wie Ihrer Frau Gemahlin Glauben schenken. Vielleicht sprechen wir morgen darüber, wenn Sie ruhiger geworden sind, für heute sagte ich Ihnen gute Nacht."

Der Polizeirath hatte schon seinen Hut genommen, er verabschiedete sich mit einer leichten Verbeugung und verließ den Gasthof, ohne eine Ahnung von den Gefahren zu haben, die er selbst heraufbeschworen hatte.

Die Verlobung.

In so heiterer Stimmung hatte Christoph den Baronet noch nie gefunden, als am Morgen nach dem im vorhergehenden Capitel geschilderten Abend.

Ein Gabelfrühstück stand auf dem Tische, und Sir Wellesley lud den Secretär ein, ihm gegenüber Platz zu nehmen.

„Wir wollen heute die Geschäfte ruhen lassen," sagte er, nachdem er die Gläser mit Burgunder gefüllt hatte, „plaudern wir, mein junger Freund, wir werden ohnedies nicht lange mehr beisammen sein."

Die letzte Bemerkung bereitete dem jungen Manne eine unangenehme Ueberraschung, der Baronet bemerkte es.

„Sie mußten auf meine Abreise jeden Tag vorbereitet sein," fuhr er lächelnd fort, „es kann Sie also nicht überraschen, wenn ich vom Scheiden spreche. Ich hoffe aber, Sie werden mir ein freundschaftliches Andenken bewahren."

„Gewiß," erwiderte Christoph, indem er sein Glas ergriff, um mit dem Baronet anzustoßen, „ich werde nie vergessen, daß Sie mir so viele Freundschaft bewiesen haben."

„Nun, was diesen Punkt betrifft, so ist das gegenseitig. Sie haben mein Vertrauen gerechtfertigt und mir, vielleicht ohne es zu wissen, manchen Dienst erzeigt. Ich kann Ihnen das nicht näher auseinandersetzen, vielleicht werden Sie es später erfahren. Wie weit sind Ihre Heirathsprojekte gediehen?"

Christoph spielte verlegen mit seinem Glase, sein Blick streifte verstohlen das heiter lächelnde Antlitz des Baronets.

„Dank Ihrer Güte haben wir uns schon Manches anschaffen können," erwiderte er, „und so konnten wir bereits vor acht Tagen die einleitenden Schritte thun. Wir gedenken nach vierzehn Tagen unsere Hochzeit zu feiern und werden an diesem frohen Tage mit lebhaftem Danke uns an Sie erinnern."

Der Baronet schaute gedankenvoll durch das Fenster, in dessen Nähe er saß; wie in weite Ferne war sein Blick gerichtet.

„Ich wünsche Ihnen, daß Sie recht glücklich werden mögen," sagte er; „Sie können es nur dann werden, wenn Sie Ihre Braut von Herzen lieb haben, und wenn diese Liebe rein, wahr und ächt ist."

„Sie ist es, Herr Baron!"

"Und ihre Braut liebt Sie eben so innig?"

„Ja. Wenn Sie mir nur einmal gestatten wollten, Therese Ihnen vorzustellen."

„Jetzt nicht — später vielleicht."

„Aber wenn Sie schon sobald abreisen wollen, dann —"

„Mein lieber Freund, ich glaube Ihren Worten; ich glaube, daß Ihre Braut der Liebe werth ist, denn ich habe Sie selbst als einen guten Menschen kennen gelernt, und eine Natur, wie Sie, kann nur eine gute Wahl treffen.—Aber was ich Ihnen sagen wollte: ich habe gestern Abend Fortuna für Sie auf die Probe gestellt. — Verstehen Sie das nicht?"

„Nein, ich weiß nicht, was Sie damit sagen wollen."

„Ich habe für Sie gespielt."

„Für mich?" fragte Christoph befremdet.

„Ja, mein Freund; ich hatte mir vorgenommen, ein Pfund Sterling für Sie in die Wagschale zu werfen und den Gewinn — vorausgesetzt natürlich, daß ich gewann — Ihnen zukommen zu lassen. Das Glück war Ihnen hold."

„Sie haben gewonnen?"

„Ja. Es ist keine bedeutende Summe, nur hundertundfünfzig Pfund, aber für Ihre Verhältnisse —"

„Herr Baron, ist das wirklich Wahrheit?" unterbrach Christoph ihn erregt. „Ich hätte diese Summe gewonnen? Ich kann das nicht fassen, für meine Verhältnisse ist es eine enorme Summe."

„Umsomehr freut es mich, sie Ihnen auszahlen zu können. Ich hege die Ueberzeugung, daß Sie dieses Geld nicht leichtsinnig vergeuden werden, es soll die Grundlage Ihres häuslichen Herdes bilden. Und wenn an diesem Herde Liebe und Frieden weilen, dann haben Sie das köstlichste Glück gefunden, welches Ihnen Niemand rauben kann."

„Niemand!" wiederholte Christoph.

Der Baronet war an den Schreibtisch getreten, er nahm aus einer Schublade drei Rollen und legte sie vor den jungen Mann auf den Tisch.

„Dies ist der Gewinn," sagte er; was ich Ihnen und Ihrer Braut noch schulde, werde ich zahlen, ehe ich abreise."

„Lassen wir das," erwiderte Christoph verwirrt. „Ich weiß wirklich nicht, ob ich dieses Geld annehmen darf; man behauptet, das im Spiel gewonnene Geld bringe kein Glück."

„Ammenmärchen!" sagte Sir Wellesley. „Nehmen Sie es ohne Bedenken und machen Sie die nöthigen Einkäufe."

Er hatte, während er dies sagte, die Gläser wieder gefüllt und mit freudestrahlendem Blick stieß Christoph mit ihm an.

„Haben Sie schon darüber nachgedacht, wie es nach der Hochzeit werden wird?" nahm der Baronet wieder das Wort. „Wollen Sie stets Commis bleiben?"

„Das ist nicht meine Absicht. Aber ein oder zwei Jahre möchte ich meine etzige Stelle noch behalten um mich allmälig auf eine selbstständige Existenz vorzubereiten; die Gründung eines eigenen Geschäfts erfordert Zeit, Geld und Umsicht."

„Von diesen dreien ist das Geld die Hauptsache," sagte Sir Wellesley. „Würden Sie ein Geschäft gründen, wenn Sie das nöthige Geld besäßen?"

„Ohne Verzug."

„Sie sind also über den Geschäftsplan selbst mit sich einig?"

„Vollständig!"

„Würden Sie Etwas dagegen einzuwenden finden, wenn ich mich Ihnen zum Associe anböte?"

Christoph fand im ersten Augenblick keine Worte, so sehr überraschte ihn diese unerwartete Frage.

„Ich würde Ihnen ein namhaftes Capital zur Verfügung stellen," fuhr der Engländer fort. „die Führung des Geschäfts bliebe Ihnen überlassen, ich kenne davon nichts, verlasse mich auf Ihre Kenntnisse und Ihren rechtlichen Charakter. Am Schlusse des Jahres legen Sie mir die Bilanz vor, ich gebe Ihnen das Capital zinsfrei, dafür theilen wir den Gewinn. Sind Sie mit diesem Vertrag einverstanden?"

„Ich kann noch nicht glauben, daß Sie mir diesen Vorschlag in allem Ernste gemacht haben," erwiderte Christoph tief aufathmend.

„Wie groß müßte das Capital sein?" fragte Sir Wellesley, ohne diesen Einwurf zu beachten. „Würden zweitausend Pfund Sterling genügen?"

„Ich würde schon mit eintausend Pfund beginnen."

„Wohlan, Sie sollen das Geld in den ersten Tagen erhalten. Kündigen Sie Ihre Stelle und beginnen Sie ohne Verzug mit den nöthigen Vorarbeiten, damit das Capital nicht lange müßig liegt."

„Es soll geschehen."

„Eines notariellen Vertrages bedarf es nicht, wenn Sie ihn nicht ausdrücklich wünschen. Wir machen einen schriftlichen Contract, er genügt mir."

Christoph nickte zustimmend, er hätte in diesem Augenblick jede Bedingung angenommen, er meinte noch immer, es sei nur ein Traum, und fürchtete, daß er aus demselben erwachen könne.

Sir Arthur Wellesley schob jetzt sein Glas zurück und erhob sich, dem jungen Manne mußte dies als ein Zeichen gelten, daß die Frühstücksstunde beendet war, und diese Vermuthung fand eine Bestätigung darin, daß der Baronet Befehl gab, den Wagen für ihn bereit zu stellen. Christoph empfing beim Abschied das wiederholte Versprechen, daß der Gesellschaftsvertrag am nächsten Tage unterzeichnet werden solle, und gleich einem Träumenden, berauscht von Glück und Freude, schwankte er hinaus.

Eine halbe Stunde später stieg Sir Arthur Wellesley vor dem Hause des Kaufmanns Schmidt aus dem Wagen.

Der alte Herr empfing ihn in seinem Cabinet, er hatte wieder Actien für ihn gekauft, die der Baronet mit seiner gewohnten phlegmatischen Ruhe in Empfang nahm.

Eine geraume Weile sprachen diese Beiden über ihre Geschäftsangelegenheiten, sie verglichen ihre Notizen mit einander, und da es sich herausstellte, daß der Baronet seinem Bankier noch eine namhafte Summe schuldete, stellte er eine, auf diese Summe lautende Anweisung auf die Bank in London aus.

Nachdem dies geschehen war, holte Sir Arthur Wellesley ein Papier aus seinem Portefeuille.

„Ich habe eine Bitte an Sie," sagte er in gleichgültigem Tone. „Kennen Sie den Herrn Baron von Poßnitz? Er ist Polizeirath —"

„Ach ja," fiel der Kaufmann ihm ins Wort, „Polizeirath von Poßnitz, ich kenne ihn von Ansehen."

„Nicht persönlich?"

„Nein, ich habe nicht die Ehre."

„Kennen Sie ihn als einen geachteten Mann?" fragte der Baronet. Erfreut er sich eines guten Rufes, oder spricht man nicht mit Achtung über ihn?"

Ich habe noch nichts Nachtheiliges über ihn gehört," entgegnete der alte Herr. „Wenn Sie aber eine genaue Auskunft über ihn wünschen —"

„Nein, nein, das ist unnöthig. Ich besitze einen Wechsel von der Hand des Herrn Barons, und da ich nicht weiß, wie lange ich noch hier bleibe, so möchte ich dieses Papier hier deponiren. Verstehen Sie mich recht, ich verlange kein Geld für diesen Wechsel, im Gegentheil, ich beanspruche den Betrag erst dann, wenn der Wechsel honorirt ist. Darf ich Sie bitten, das Incasso zu übernehmen?"

„Ich bin mit Vergnügen dazu bereit."

„Sehen Sie hier, fünfhundert Pfund Sterling, zahlbar in sechs Monaten."

„Ueber dreitausend Thaler?" fragte Schmidt erstaunt. „Das ist eine hohe Summe für einen Privatmann."

„Der Baron war in Verlegenheit," antwortete Sir Wellesley achselzuckend, „ich glaube, er lebt zu opulent. Vielleicht auch macht seine schöne Frau mehr Aufwand, als sie bedarf; genug, der Baron bedurfte dieser Summe, um seine Ehre zu retten."

„Und Sie streckten sie ihm vor?"

„Ja. Er wandte sich an mich, und ich fand keinen Grund, ihm die Bitte abzuschlagen. Er gab mir als Deckung diesen Wechsel und versprach auf Ehrenwort, ihn am Verfalltage prompt einzulösen."

Der Kaufmann schüttelte zweifelnd den Kopf.

„Ich fürchte, das war ein schlechtes Geschäft," sagte er. „Die Summe ist zu groß, und wenn der Polizeirath sich schon jetzt in so großer Verlegenheit befand, dann wird er voraussichtlich nach sechs Monaten eher in schlechteren, als in besseren Verhältnissen sich befinden."

„Das wäre allerdings möglich."

„Und in diesem Falle hätten Sie das Nachsehen."

„Das heißt, ich wäre um diese Summe betrogen," sagte der Engländer gedankenvoll. „Nun, in diesem Falle soll mit aller Strenge gegen den Schuldner verfahren werden; ich gebe Ihnen den Auftrag, ohne Schonung und Nachsicht gegen ihn vorzugehen. Uebergeben Sie sofort die Sache einem Advocaten und lassen Sie Klage gegen den Aussteller des Wechsels erheben; man soll Alles, was er noch sein nennt, auf öffentlichem Markte versteigern."

Der Kaufmann blickte den jungen Herrn betroffen an.

„Fast sollte man glauben, Sie hegten einen glühenden Haß gegen ihn," erwiderte er.

„Haß? Nicht doch! Wenn ich ihn haßte, würde ich ihn nicht aus der Verlegenheit befreit haben. Aber ich würde ihn hassen, wenn ich die Gewißheit erhielte, daß er mich betrogen hat. Ich kann Alles verzeihen, nur nicht den absichtlichen Betrug. Sie werden also nach meinen Instructionen handeln, nicht wahr?"

„Wenn Sie es befehlen —"

„Ich wünsche es. Wir bleiben auch später noch in geschäftlichem Verkehr, ich werde Ihnen von London aus meine Aufträge einsenden; ich habe vor, in deutschen Actien und Obligationen einen Theil meines Vermögens anzulegen. Mein Grundbesitz drüben ist groß genug; es ist nicht meine Absicht, ihn weiter auszudehnen, er macht mir ohnedies Last genug."

„Befehlen Sie ganz über mich," sagte der alte Herr geschmeichelt, „ich werde wie bisher, auch fortan mich bemühen, Ihr Vertrauen zu rechtfertigen. Wenn ich mich übrigens recht erinnere, ist es nicht das erste Geschäft, welches Sie mit dem Baron von Poßnitz gemacht haben. Ich glaube, Sie übergaben mir vor drei Wochen eine Anweisung auf die englische Bank im Betrage von fünfhundert Pfund Sterling, welche die Unterschrift des Barons von Poßnitz trug."

„Das muß dann doch wohl ein Irrthum sein," meinte der Baronet ruhig, „ich kann mich dessen wirklich nicht entsinnen. Und den Herrn Baron lernte ich erst vor einigen Tagen kennen, ich wüßte also nicht, wie jener Wechsel in meine Hände gekommen sein sollte."

„Ich kann im Wechsel-Copirbuch nachsehen lassen —"

„Bitte, bemühen Sie sich nicht, ich lege überhaupt keinen Werth darauf. Wenn Sie Recht haben, so muß ich jenen Wechsel von anderer Hand erhalten haben; wie gesagt, ich kann mich dessen nicht mehr entsinnen."

Damit war der Baronet von seinem Sitz aufgestanden, er reichte dem Kaufmanne die Hand und scherzte mit ihm, bis er in den Wagen stieg. —

In derselben Stunde saß Fanny Berner vor ihrem zierlichen Schreibtische, die dunklen glühenden Augen nachdenklich auf einen Brief geheftet, der vor ihr lag.

Es war ein Brief in englischer Sprache, und die schöne Frau dachte offenbar darüber nach, welche Antwort sie auf ihn geben solle.

Sie stützte den Kopf auf den Arm und und las die Zeilen immer und immer wieder, und ein triumphirender Zug umspielte dabei ihre Lippen.

(Fortsetzung folgt.)

Pariser Aerzte.

Wenn ein Talent oder ein Verdienst in Frankreich zur Anerkennung kommen soll, so kommt es hier ebenso auf die Geltendmachung, auf eine gewisse Marktschreierei und ungewöhnliche Anpreisung an, wie anderswo. Selbst bei den wissenschaftlichen Erwerbzweigen ist dies der Fall, ja hieher ist zumal in Paris die Anpreisung oft noch nothwendiger als irgend wo. Nur nimmt sie andere, raffinirtere Formen an, sieht doch die einfache Anzeige und Reklame in Zeitungen und an den Straßenecken selbst nicht mehr recht das gewöhnliche Geschäftsleben. Man muß etwas ganz Außerordentliches erfinden, um damit den Leuten Sand in die Augen zu streuen.

Die Aerzte, welche sich in Paris niederlassen, haben zwei Wege sich Kundschaft zu erwerben. Der eine besteht darin, unentgeltliche Konsultationen zu gewissen Stunden zu ertheilen, sich als Vereinsarzt bei den unzähligen Unterstützungsvereinen anstellen und außerdem Freunde und Verwandte Klienten werden zu lassen. Wenn es gut geht, bringt der Arzt es auf diesem Wege schon im ersten Jahre dazu, so viel einzunehmen, als etwa die Hausmiethe beträgt, vorausgesetzt, daß er billig wohnt und nicht zu hohe Ansprüche macht.

Es erfordert längere Zeit, oft Jahrzehnte, bis derselbe zu einem leidlichen Auskommen gelangt. Durch einen glücklichen Zwischenfall, eine auffallende Heilung eines angesehenen Kranken kann freilich der Ruf eines Arztes binnen wenig Wochen außerordentlich gefördert und die entsprechende Kundschaft erlangen werden. Auf einen solchen Glücksfall zählen und hoffen auch alle diejenigen, welche auf diese Weise fortkommen wollen. Gehen die eigenen Hilfsquellen vor der Zeit aus, dann kann oft der tüchtigste junge Arzt dazu gezwungen werden, eine Anstellung in einem Bureau nachzusuchen oder Privatlehrer zu werden.

Den zweiten Weg braucht man nur durch einige Beispiele zu erläutern. Herr Portil hatte bald eingesehen, daß ihm all' sein Wissen und Können keine Klienten herbeischaffe, wenn er nicht außerordentliche Mittel anwende. Hiezu aber fehlte es schon sehr an Geld. Er hatte nur einen Freund, Maschinist an einem Theater, auf dessen Ergebenheit er zählen konnte, soweit dies bei einem geheilten Klienten, der nicht zahlen kann, möglich ist. Es war gerade Jänner und sehr kalt, dafür aber auch das Salonleben im höchsten Flor. Das Faubourg Saint Germain feierte den Triumph der Restauration. Die beiden Freunde arbeiteten mit vereinten Kräften. Der Maschinist mußte an einem dienstfreien Abend eine prächtige, aristokratische Livree aus dem Theatermagazin bringen und anziehen. Also ausstaffirt durchstrich er das adelige Stadtviertel.

In jedes Hotel, wo die erleuchteten Fenster auf eine große Tisch- oder Abendgesellschaft vermuthen ließen, trat er ein und ging schnurstracks nach dem Fest- oder Gesellschaftssaal. Den Livreedienten und dem Haushofmeister, die ihn zurückhalten wollten, rief er mit schallender Stimme entgegen: „Ich suche den Doctor Portil für einen hohen Kranken und muß mich eilen." An dem Saal angelangt, in dem sich die Gesellschaft befand, rief er aus Leibeskräften durch die Thür hinein: Herr Doctor Portil, die Frau v. N. N. verlangt Sie augenblicklich. Die ganze Gesellschaft wiederholte nun vielfach den Namen des Doctors, und nachdem dieses Mannöver einige Wochen gedauert, hatte Dr. Portil eine ausgedehnte Kundschaft und konnte sich jeden Besuch oder jede Konsultation mit 20 bis 40 Francs, damals noch ein unerhörter Preis, bezahlen lassen.

Herr Fallquier war Arzt der höchsten Person im Staate. Wie er es geworden, wogen die Götter wissen, so was läßt sich nicht erklären, allenfalls noch andeuten. Der Mann wußte nun seine Stellung mit der erforderlichen Ueberlegenheit zu umgeben. Prächtige Wagen und Pferde, elegante Toilette, selbst der glänzende Diamant auf der Busennadel, sind nun schon solche Aeußerlichkeiten, die sich von selbst verstehen, mit denen man keinen Hund hinterm Ofen hervorlockt. Auch das herablassende Grüßen, mit welchem der Hofarzt bei gewöhnlichen Sterbenden einzutreten pflegte, denen er seinen Beistand hrslvollst anzugedeihen geruht, ist schon so oft wiederholt und nachgemacht worden, daß damit für das Ansehen des Heilkünstlers nichts mehr auszurichten ist. Herr Falquier erfand nun die ellenlangen Rezepte. Weniger als ein halbes Buch großes Schreibpapier konnte man ihm nicht andieten. Er setzte sich dann mit der einem Halbgott geziemenden Würde und Herablassung an den Tisch, um nicht aufzustehen, ehe er mindestens drei bis vier Seiten vollgekritzelt. Weniger als zwei innere und einige äußere Mittel, Lavement, Reizmittel für den Appetit und besondere Nahrungsmittel verschrieb er nie. Dabei machte er zollhohe dicke Buchstaben, wie sie noch kein anderer vor oder nach ihm zu Papier gebracht. Es gehörte nun bald zum guten Tone, eines dieser leicht kenntlichen Rezepte auf dem Tische im Salon liegen zu haben. Ein solches Papier galt als eine Art Adelstitel. Wer es aufweisen konnte, gehörte zur Blume der Gesellschaft. Der Arzt des Königs hatte sich somit gewissermaßen ein Heroldamt verschafft, das ihm unmenschlich viel Geld einbrachte.

Es gibt Aerzte, welche Jahre lang die Gelegenheit ausspähten, sich mit den Bedienten des Hauses auf vertraulichen Fuß setzten, um eine einflußreiche Persönlichkeit auch nur ein einziges Mal zu behandeln.

Hin und wieder gibt es hochgestellte Personen, welche den Arzt blos durch ihre Empfehlungen ablohnten, wofür dieser sehr zufrieden gewesen. Man darf sich darüber nicht wundern. So reich auch eine Person hier sein mag, die Gelegenheit, und selbst die Nothwendigkeit zum Geldausgeben und Aufwandmachen ist in Paris so vielfältig, daß es immer Augenblicke gibt, wo die Kasse eine bedenkliche Leere zeigt.

Das Abtreten der erworbenen Praxis oder Kundschaft gegen klingende Vergütung ist an der Tagesordnung besonders für Spezialärzte. Es gibt in dieser Kategorie förmliche ärztliche Firmen, die schon ein Dutzend Regierungen überlebt haben, welche alle für die Ewigkeit eingesetzt zu sein wähnten.

Aus dem Angedeuteten ist leicht zu ersehen, daß, obwohl auch hier das wahre Verdienst selten ganz anerkannt wird, bei den meisten berühmten Pariser Aerzten der Ruf zum guten Theile Sache des Zufalls und der Intrigue ist. Ein berühmter Arzt kann die stärksten Böcke schießen ohne seinem Rufe zu schaden. Junge und profane Welt schwören auf die Worte des Meisters und zahlen dem entsprechend.

Durch meine Ausweisung während des Krieges, so erzählte dieser Tage ein zurückgekehrter Deutscher, habe ich mindestens zwei Tausend Francs an Honorar für Aerzte erspart und bin dabei in Deutschland besser behandelt worden, so daß meine Familie und ich heute gesunder sind als jemals. Meine Frau war seit ihrem ersten Kindbett mit allen möglichen Leiden behaftet gewesen, trotzdem ich damals mehrere Tausend Francs den Aerzten bezahlte, von denen der eine immer den andern nach zog. Die Herren stellten eine gemeinschaftliche Konsultation nach der andern an, und jedesmal kam nur Schlimmeres heraus für meine arme Frau. Mein ältestes Mädchen hat dabei Rücken und Schultern ganz auseinander und muß ein orthopädisches Korsett tragen, das mich in Deutschland nur ein Drittel soviel kostet und dabei besser ist. Ich selbst habe jahrelang an einer Anschwellung im Halse gelitten und schweres Geld für Arzt und Heilmittel ausgegeben.

Schließlich, als man mich genug gepeinigt und Alles nichts half, schlug man mir eine Operation vor, welche einige Hundert Francs kosten sollte. Die Ausweisung kam dazwischen. In M . . . , einer großen rheinischen Stadt, befragte ich den besten Arzt der Stadt. Er unterschoß mir den Mund und bescheid mich auf den ersten schönen, wärmeren Tag. Ich mußte mich setzen, der Diener hielt mir etwas den Kopf, der Arzt fuhr mit einem feinen Instrument in den Mund, ich verspürte fast nichts. Hüten Sie sich die nächsten Tage recht sehr vor Kälte und Zugluft, sagte er beim Abschied. Seitdem ist das ganze langwierige Uebel wie weggeblasen. Als ich mich bei Bekannten über das anzubietende Honorar erkundigte, sagten sie, Wenn sie zwei oder drei Friedrichsd'or schicken, zahlen Sie wie die Reichsten im Lande. Mit meiner Frau und Tochter war die Heilung etwas schwieriger und länger, aber sie gelang doch, während sie hier noch Jahre lang sich zwischen Gesundheit und Krankheit hingezogen hätte. In dieser Hinsicht habe ich alle Ursache, mit meinem gezwungenen Aufenthalt in Deutschland zufrieden zu sein,

Ein anderer Fall, bei dem die berühmtesten Pariser Aerzte mit ihrem Latein zu Ende waren: Der Sohn eines andern zurückgekehrten Deutschen machte an einem schönen Sommertage 1871 mit andern jungen Leuten einen Ausflug nach Champigny und den dortigen Schlachtfeldern. Bei einem Sprunge über einen Graben zuckte er einmal unwillkürlich zusammen und empfand dabei ein leises frostiges Schütteln über den ganzen Körper. Doch dauerte dies nur einen Augenblick und der Tag verlief in der heitersten, ungetrübtesten Weise. Frisch und munter ging der junge Mann am folgenden Morgen in das Komptoir seines Vaters. Erst gegen elf Uhr empfand er Schmerz in der linken Seite des Gesichtes, die sofort roth anzuschwellen begann. Nach wenigen Stunden war das Geschwür schon sehr bedeutend, obwohl die Mutter sofort nach dem Zuhausekommen des Sohnes Aufschläge darauf hatte legen lassen. Der Arzt, ein wackerer Wiener, vermochte erst am folgenden Tag die Natur des Geschwürs in soweit zu erkennen, daß er das Aufschneiden für geboten erachten mußte. Eine ungeheure Masse Eiter floß nun unaufhörlich aus der Schnittöffnung. Zugleich aber erschienen ähnliche Geschwülre an verschiedenen Stellen des Körpers, der nun bald aus mehr als ein Dutzend Oeffnungen Eiter entsandte, ohne daß die inzwischen zu einer Konsultation zusammengezogenen fünf Aerzte die Natur des Krankheitzustandes zu erkennen vermochten.

Man zog nun den in dergleichen Krankheiten berühmtesten Pariser Arzt Herrn B . . . zu Rathe, der nach eingehender Prüfung zu dem Schlusse kam, es müsse eine Ansteckung von Pferderotz vorliegen, was nach den Krankheitserscheinungen und allen sonstigen Umständen sich als rein unmöglich darstellte. Die Aerzte zogen lange Gesichter, als sie ihren Kollegen ein so unhaltbares Urtheil abgeben hörten. Aber, der Meister hatte gesprochen, es wurde auf Rotz-Ansteckung loskurirt. Der junge Mann starb sehr bald unter schrecklichen Schmerzen, die ihn Stunden lang aufschreien ließen, behielt aber bis auf den letzten Augenblick einen wahren Wolfshunger, aß mächtige Beefsteaks und trank Bordeaux in Massen. Der Leichenbefund stellte unzweifelhaft heraus, daß der deutsche Arzt Recht gehabt, die Krankheit war durch den Besuch des Schlachtfeldes verursacht; wie dies geschehen, war nicht so leicht festzustellen, aber die Zersetzung der äußeren Muskeln und Körpertheile machten es unzweifelhaft. Die Lazarethe haben bekanntlich gar viele außerordentliche Krankheitserscheinungen zu Tage gefördert.

Wie viel muß ich Herrn B . . . . für seine Konsultation wohl schicken? fragte der Vater einen der andern zugezogenen Aerzte.—„Herr B . . . . macht keinen Besuch unter 500 Francs," war die wenig trostreiche Antwort.

Das sind die Früchte des Ruhmes in Paris: der Arzt braucht keinen Menschen mehr zu heilen, keinen Kranken mehr regelmäßig zu behandeln, eine einzige Konsultation genügt, um ihm mehr einzubringen als ein unberühmter, wenn auch tüchtiger Heilkünstler bei angestrengter Thätigkeit in einem Monate zu verdienen vermag.

Die Siamesischen Zwillinge.

(Auf Grund einer wohlverbürgten Anecdote aus dem Jahre 1830.)

Lady Georgina Fleetwood galt um das Jahr 1830 für die reichste Erbin Großbritanniens. Fast die ganze Grafschaft Ely hatte ihr als Erbtheil zuzufallen. Auf dem weiten Gebiete des Vereinigten Königsreichs gab es nur noch eine solche Erbschaft, die Grafschaft Huntingdon, welche den jungen Lord Arthur Mersdale, präsumtiven Karl of Huntingdon und Marquis von Alkon erwartete. Letzteren Titel hatte einer der tapfersten Mersdales von König Richard Löwenherz im heiligen Lande erhalten.

Lady Georgina hatte überdies Gaben, reich genug, um drei Grazien damit auszustatten. Ihr Haar war von einem Blond, das sich angeblich nur in der Familie Fleetwood fand und von Geschlecht zu Geschlecht darin wiederkehrte; derzeit hieß es allgemein Georginen-Blond. Ihre blauen Augen hatte Robert Suthey in einem grünen Sonettenkranz besungen. Auf alles Uebrige ihrer äußeren Erscheinung paßte, wie der Reverend Eleazar Abiram Gospeller, Dechant von St. Paul einst mit großer Gelehrsamkeit nachwies, der gesammte Text des Hohen Liedes Salomonis vollkommen. Selbstverständlich ließ auch ihre Erziehung nichts zu wünschen übrig; keine graziösere Reiterin war in Rotten-Row zu sehen; den ersten Colt'schen Revolver, der nach England kam, besaß kein Anderer als sie; auf dem Snowdon im Herzogthum Wales jagte sie Gemsen und in ihren Parks brachte sie die Falkenbeize wieder in Mode, zweimal hatte sie mit ihrer Yacht Schiffbruch gelitten und ihr „Godolphin"-Blut war auf dem Turf ebenso bewundert als gefürchtet.

Lord Arthur wieder war unbestritten der vollkommenste Cavalier zwischen Dover und Valencia. Er war elegant wie Brummell, focht wie Molyneux, sprach Griechisch wie Alcibiades, boxte wie Tom Fisticuff, der Champion zweiter Welten, und war, wenn er kein Wort sagte, unterhaltender als zehn bons-mots, die alle zugleich loslegen.

Kein Wunder, daß die Heirath zwischen den beiden Grafschaften Ely und Huntingdon dem größten Theile der Englischen Gesellschaft und Gentry von jeher als eine Art Prädestination vorschwebte. Wen hätten auch Lady Georgina und Lord Arthur sonst heirathen können, als einander? Auch Beider Eltern waren dieser Ansicht, und machten kein Hehl daraus. Lord Arthur seinerseits machte der schönsten Dame Londons mit größter Energie den Hof. Lady Georgina aber schwieg.

Sie hätte vielleicht nicht geschwiegen, sondern in den Chorus der öffentlichen Meinung eingestimmt, wäre derselbe nicht so laut und bestimmt aufgetreten. Aber eben daß Großbritannien und Irland die ehelische Verbindung zwischen Ely und Huntingdon so ganz natürlich und unbezweifelbar erachteten, als sei sie in die Parlamentsacten eingetragen und von Sr. Majestät dem König gutgeheißen, reizte ihren stolzen Geist zum Widerstande. Das angemaßte Recht, kraft dessen die öffentliche Meinung ihre Hand wie ein Lehen verlieh und ihr gleichsam kraft des allgemeinen Stimmrechtes einen Gatten erwählen wollte, ärgerte sie nicht nur, sondern erbitterte sie geradezu, und zwar naturgemäß gegen den Mann, dem man sie ohne Frage zuzuerkennen sich gewöhnt hatte.

Anfangs beschränkte sie sich auf das Mittel des passiven Widerstandes; sie war mit Virtuosität kurzsichtig, schwerhörig und zerstreut. Für Aufmerksamkeiten von Seite Lord Arthurs zeigte sie sich oft noch nach Wochen irgend einer dritten Person erkenntlich, die darob ganz verdutzt war, während Lord Arthur sich gewiß zu Tode gegrämt hätte, wäre er nicht zu scharfblickend gewesen, um die Absichtlichkeit dieser Gedächtnißschwäche zu durchschauen.

Im Jahre 1829 stand Lady Georgina auf der Höhe ihrer Popularität. Der Jockeyklub von London, um ihr in seiner Weise eine Huldigung darzubringen, erhob es zum Beschluß, daß jedes Mitglied von nun an ausschließlich nur bei Lady Georgina's Ohrläppchen schwören dürfe. Hiergegen erhob sich Lord Arthur ganz entschieden und erklärte Jeden zu fordern, von dem er einen solchen Schwur hören würde, da Lady Georgina den Club nicht ermächtigt habe, bei dem reizendsten Ohrläppchen des Königreichs zu schwören. Noch an demselben Tage mußte er sich in Folge dessen zweimal schlagen. Die Kunde hievon berührte Lady Georgina höchst unangenehm. Mit welchem Rechte hatte Lord Arthur sich zum Paladin ihres Ohrläppchens aufgeworfen? Wohl sagte sie sich, daß auch ein Fremder in einem Anfall galanten Uebermuthes das Gleiche thun konnte — aber er, gerade er hätte es nicht thun sollen, denn bei ihm mußte das wie ein Ausfluß jener Stellung erscheinen, welche ihm die Welt an ihrer Seite von jeher zuwies. Und ob dieser Anmaßung erbittert, beschloß sie ihn zu demüthigen. Sie sandte an das Präsidium des Clubs eine Zuschrift, welche die formelle Erklärung zu Gunsten des Clubs ertheilte, bei ihrem Ohrläppchen zu schwören, soviel der Club immer wolle. Dieses indirecte Desaveu war ein vergifteter Pfeil, welcher Arthur mehr schmerzte, als die nicht unbedeutende Wunde, die er im zweiten Duell erhalten. Der Pfeil war abgeschlossen, als Lady Georgina seine Verwundung erfuhr. Er sägte bedenklich dornieder, hieß es anfangs. Das gab ihr, was sie bisher nicht gekannt, einen Schlag im Herzen, über den sie fast erstaunen mußte. Blut für sich fließen zu sehen, hätte sie vermuthlich nicht besonders erschüttert, denn sie war eine starke und stolze Natur; aber das Blut dessen für sich vergossen zu sehen, den sie in demselben Augenblicke, da er es vergoß, beleidigte und vor Anderen demüthigte — das war eine Affaire, in der sie unvermuthet eine unedle Rolle spielte. Zum ersten Male fühlte sie sich in der Schuld Arthur's. Indem sie ihn vor Anderen hatte dehmüthigen wollen, hatte sie selber sich vor ihm gedemüthigt.

Nach sechs Wochen erst sahen sie sich wieder. Während der ganzen Zeit hatte sie kein einzigmal nach seinem Befinden gefragt; sie verließ sich auf ihr Glück, daß er nicht sterben würde, so lange er ihr Gläubiger wäre. Er durfte nicht sterben; sie wollte es nicht. Zweites fatales Verhängniß; gerade er sollte der Erste sein, von dem sie wünschen mußte, daß er lebe . . ., um ihretwillen lebe.

Er begrüßte sie ruhig und höflich. Sie hatte, eben ihre liebe Noth mit ihrem Fächer, dessen Schleife in irgend etwas verwickelt war. Wie intelligent manchmal so ein Fächer ist. Nach zehn Secunden erst fand sie Zeit ihm zu antworten.